

Gebaute Reportage

Viele Reporter betrachten Berichte als Pflicht und Reportagen als Kür ihres Journalistenalltags. Die Reportage lebt von Eindrücken und Beobachtungen, nicht nur von Fakten. Sie soll dem Zuschauer neben der Information das Gefühl vermitteln, dabei zu sein und die Situation selbst miterleben zu können.

Eine Renaissance hat die Reportage als journalistische Form im Fernsehen erlebt. Jedes Programm, das etwas auf sich hält, hat mittlerweile einen festen Sendeplatz für Reportagen, 30 oder 45 Minuten jede Woche.

Die Länge eines Beitrags ist für seine Form nicht entscheidend; auch in drei oder vier Minuten lässt sich eine gute Reportage machen. Solche Stücke passen zwar nicht in die klassischen Nachrichtensendungen wie »Tagesschau« oder »heute«. Aber Redaktionen wie »Tagesthemen«, »heute journal« oder »RTL-Nachtjournal« senden gerne kürzere Reportagen.

Reportage und Bericht unterscheiden sich vor allem in der Betrachtungsweise. Wer berichtet, muss alles zur Kenntnis nehmen, jeden Aspekt, jede verfügbare Information. Er wählt später das Wichtigste aus. Die Reportage leistet sich den Luxus, nicht überall hinzusehen, sondern wie im Spotlight eines Scheinwerfers nur einen Ausschnitt der Wirklichkeit zu betrachten. Dieser wird dafür umso genauer beleuchtet.

Beispiel: Im *Reporterbericht* von einem Parteitag wird die Wahl des Vorsitzenden im Mittelpunkt stehen. Es wird Ausschnitte geben aus seinen und den Reden anderer prominenter Parteimitglieder. Und der Reporter wird die wichtigsten Sachthemen des Parteitags ansprechen. Die *Reportage* zum selben Thema kann auf all das verzichten. Der Reporter könnte zum Beispiel einen unbekanntem Delegierten auf dem Parteitag begleiten. Reporter und Team würden ihn an seinem Platz beobachten, mit ihm zum Mittagessen gehen, zur Wahlkabine, und sie würden zuhören, wenn er mit befreundeten Delegierten spricht. Der Reporter würde ihn nach seinen Erwartungen an diesem Tag fragen, nach seinen Reaktionen auf die Wahl des Vorsitzenden, seiner persönlichen Wahlentscheidung und den Gründen dafür.

Reportagen können ein Thema nicht erschöpfend behandeln. Das zeigt dieses Beispiel. Die Reportage ist eine Darstellungsform, die Nachrichten und Berichte ergänzt, sie aber nicht ersetzt. Meist wird die Form der Reportage deshalb dann gewählt, wenn ein Thema vertieft werden soll, über das in derselben oder einer früheren Sendung bereits berichtet worden ist.

Ein wichtiges Reportageelement sind die O-Töne. Der Reporter lässt Menschen zu Wort kommen, erzählen, reagieren. Dabei treten als Interviewpartner selten Funktionäre oder Politiker auf, die zu Sachfragen Stellung nehmen. In der Reportage sprechen normale Menschen über persönliche Dinge. Der Reporter kann als *Fragesteller* sichtbar sein; schließlich ist es seine Handschrift, die den Beitrag prägt. Im Einzelfall kann er sogar als *Akteur* auftreten, der selbst etwas ausprobiert oder erkundet.

Mitunter werden solche Situationen auch nachgestellt, um einem Beitrag Reportagecharakter zu geben. So klingelt der Reporter zum Beispiel an der Haustür eines möglichen Gesprächspartners, von dem man schon weiß, dass er ein Interview verweigern und deshalb die Tür nicht öffnen wird.

Dass der Reporter immer wieder im Bild erscheint und seinen Text (meist gehend) in die Kamera spricht – dieses in den USA entwickelte Konzept wird gelegentlich vom deutschen Fernsehen übernommen. Wer diese Formen einsetzt, muss sich der Wirkung bewusst sein: Je häufiger der Reporter im »On« erscheint, desto geringer kann im Laufe des Beitrags die Aufmerksamkeit für solche Szenen werden.

Quelle: Jörg Schönenborn / Michael Stempel: Gebaute Reportage. In: Gerhard Schult/Axel Buchholz: Fernseh-Journalismus. Ein Handbuch für Ausbildung und Praxis. 8. Aufl. Berlin 2011